Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 13 Sonnabend, den 10. Juli 1926. Nr. 13

Von Pommerns Mundarten.

Von Universitäts-Professor Dr. H. Teuchert-Rostock i. M.

Der liebenswürdigen Bitte des Herrn Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde und Heimatschutz, Köslin, einen Beitrag über die Mundarten Pommerns zu liefern, glaube ich mich um so weniger entziehen zu sollen, als bei dem völligen Mangel hinreichender Angaben in der Tat ein Bedürfnis nach einer Uebersicht über die sprachlichen Verhältnisse Pommerns vorliegt. Die hiermit gestellte Aufgabe kann indessen heute genau und zuverlässig noch nicht gelöst werden, da die erforderlichen Vorarbeiten entweder noch nicht durchgeführt oder aber deren Ergebnisse noch unveröffentlicht sind.

Forschungen über die vorpommersche Mundart sind m. W. abgesehen von einigen örtlichen Untersuchungen, noch nicht angestellt worden. Lohnen würde trotz der bekannten Zugehörigkeit der Sprache dieses Landesteils zur mecklenburgischen Mundart, ein solches Unternehmen die aufgewandte Mühe gewiß. Denn gewisse Eigenheiten sind zweifellos vorhanden und zwar nach Mitteilungen, die mir aus dem Munde von Schülern zugegangen sind, recht auffällige. Im ganzen jedoch stimmt die Sprache Vorpommerns zu der von Reuter in seinen Schriften verwendeten. Dieser bloße Hinweis mag hier genügen.

Ein wesentlich anderes Gepräge trägt die mittelpommersche Mundart. Diese reicht westlich bis zum Landgraben, der bei Ueckermünde auf das Haff trifft, und setzt sich südlich in die Uckermark hinein fort, im Osten bildet die Rega die Grenze. Einzelne Erscheinungen umfassen auch noch die Insel Usedom, die im ganzen zur vorpommerschen Mundart zu rechnen ist, und das Gebiet südlich der Peene, während der Osten einen Uebergangsstreifen zwischen dem Fienebach, der bei Kammin mündet, und der Rega absondert. Indem sich die Nordgrenze der wichtigsten Spracherscheinungen Mittelpommerns längs einer Linie, welche von der Rega, Molstow, dem Schwarzbach, dem Krummen Wasser und der Persante gebildet wird, hinzieht, schließt sich die mittelpommersche Mundart an die südhinterpommersche an. Doch gestattet anderseits eine deutliche Scheide längs der Plöne eine Teilung dieses großen Bezirkes in zwei Untermundarten. Betrachtet man aber beide als eine Einheit, so fällt die Gestalt des ganzen Gebietes als die eines Keils, der sich von der brandenburgischen, genauer der nordbrandenburgischen Mundart nach Norden schiebt und mit der Insel Wollin als Spitze die See berührt, deutlich in die Augen.

Aus dieser geographischen Form läßt sich zweierlei ablesen: zunächst die geschichtliche Abhängigkeit der Mundart von den alten Grenzen des Herzogtums Pommern—Stettin, sodann die Tatsache, daß Hinterpommern einen Siedlerstrom von der See, den andern von Süden her aufgenommen hat. Beide stießen an dem genannten Zuge von Flüssen und Bächen zusammen und haben damit an dem alten Urstromtale, das in diesen Wasserläufen fortlebt, eine natürliche Grenze gefunden. Als Keil betrachtet, ist die mittelpommersche Mundart die Fortsetzung der brandenburgischen, ein Umstand, der in der brandenburgischen Lehnshoheit, welche seit 1231 bestand, seine Erklärung gewinnt.

Mit der brandenburgischen Mundart teilt die mittelpommersche den Besitz niederländischer Wörter, die dieser aus dem Siedlungswerk des ersten Askaniers, Albrechts des Bären, in der Altmark, dem Havellande und der Zauche zugeflossen waren. So nennt man dort wie hier den Ziehbrunnen Pütte (Pütten), die Ameise Miere, den Regenwurm Pieratz (Pieras); dies sind niederländische Wörter. Auch das südliche Hinterpommern hat an diesen Ausdrücken Anteil.

Wie alle Sprachen von der Geschichte ihrer Sprecher Gestalt und Form erhalten, so hängt auch der brandenburgische Charakter der mittelpommerschen Mundart von der Besiedlung dieser Gegend aus dem brandenburgischen Süden ab. Märkische Bauern und Bürger haben sich hier niedergelassen. Darum sind auch die Städte des Bezirks mit dem magdeburgischen Recht begabt, während das lübische in West- und Ostpommern herrscht, jenes ein Geschenk der Mark, dieses aus Mecklenburg nach Vorpommern eingeführt und von hier dem später besetzten Ostpommern zugetragen. Nur drei Städten im mittelpommerschen Keil, Wollin, Kammin und Labes — alle drei liegen an dessen Grenzen — ist ursprünglich lübisches Recht verliehen worden. Die Ausbildung des östlichen Schenkels, durch den dem Keil auch die südhinterpommerschen Gebiete vom vorhin bezeichneten Urstromtal südwärts zugeteilt worden sind, muß man sich als die Fortsetzung des askanischen Siedlungswerkes von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ab vorstellen, nachdem sich die Markgrafen in Besitz der Neumark gesetzt hatten. Bekanntlich reichte diese aber bis ins 19. Jahrhundert nördlich bis über Schivelbein in die heutige Provinz Pommern hinein. Kein Wunder, daß dieser Besitz den Zuzug märkischer Siedler zur Folge hatte und märkische Spracherscheinungen erst an dem natürlichen Hindernis der Sumpfniederung halt machten. Auf der lehrreichen Sprachkarte, die Geheimrat Holsten seiner Abhandlung „Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch" (Programm von Pyritz 1913) beigefügt hat — dieser Untersuchung sind die Angaben über den mittelpommerschen Keil entlehnt — sieht man das Pütte-Gebiet östlich sich bis Belgard erstrecken, dann seine Grenze längs der Persante aufwärts verlaufen, der Damnitz folgen, sich nördlich am Pielburger See halten und auf Neustettin zu auf den Südrand des Vilmsees verlaufen und zur Küddow abbiegen. Noch weiter nach Osten ist der rechte Keilschenkel des Gebietes von Miere (Ameise) ausgeschlagen, da er von Belgard über Rummelsburg verläuft, und das brandenburgisch-niederländische Wort Pieratz (oder ähnlich) hat gar den Sieg davongetragen über ein Gebiet, das sich über Bublitz, Rummelsburg und Bütow nördlich ausdehnt. Da der Kreis Neustettin indessen dem Vordringen des Wortes Pütte innerhalb seiner südlichen Zone ein Hindernis hat bereiten können, ist ersichtlich, daß an dieser Pütte-Linie bereits die Kraft des südlichen Vorstoßes nachgelassen hat, und so ist alles Land jenseits von ihr gleichsam ein flaches Ufer, über welches nur noch die kräftigsten Wellen hinaufspülen konnten. In der Tat ist der Kreis Neustettin von der Pütte-Linie an sprachlich nur noch äußerst schwach brandenburgisch gefärbt, und nördlich der Pieratz-Grenze hört jeglicher brandenburgische Farbton auf.

Hat somit dieser ganze Landstrich als Uebergangsgebiet zu gelten, so läßt sich dieses noch viel weiter nach Süden ausdehnen, da eine Anzahl anderer märkischer Spracherscheinungen an südlicheren Linien stehen geblieben ist. Hierzu gehört das gleichfalls nld. Wort bömisch oder bömig = stumpf (von Zähnen nach dem Genuß saurer Speisen), dessen Nordgrenze zwischen Gollnow—Stargard, Regenwalde—Labes, Schivelbein—Polzin verläuft, aber noch Neustettin zum Süden schlägt. Nördlich gilt das niedersächsische eggig (kantig) in der mundartlichen Form äach. Noch Wangerin und Dramburg besitzen die nördliche Form Mullworm (Maulwurf), während der Süden dieses Tier einen Moll nennt. Aehnlich verhält es sich mit Pogge oder Padde (Frosch), doch kennen Daber, Dramburg und Falkenburg noch Padde. Das nld.-brdbg. Besinge (Heidelbeere) ist im Bezirk der genannten Städte und östlich davon um Bärwalde und Neustettin überdies noch durch Schwartelbeere ersetzt, so daß sein Gebiet sich eng an die mittelpommersche Mundart anschließt. Im ganzen übrigen Ostpommern gilt das anscheinend aus Mecklenburg bezogene Beikbeere.

So wertvoll die brandenburgischen Merkmale für die Erkenntnis sind, daß bis zum hinterpommerschen Urstromtale märkische Siedler und märkische Sprache vorgedrungen ist, so wenig darf doch die Beobachtung außer acht gelassen werden, daß sich die Hauptmasse der sprachlichen Erscheinungen südlich des Urstromtals scharf von den brandenburgischen Spracheigentümlichkeiten abhebt. Zweifellos nämlich stellt sich die Mundart zwischen Urstromtal und der gleich zu beschreibenden Linie in Lauten und Formen als etwas Einheitliches dar, und wir haben kein Recht, ihr wegen einiger brandenburgischer Ausdrücke im Wortschatz den Namen südhinterpommersche Mundart zu versagen. Diese Linie aber ist die —en/—e- und die rein/reggen- (rein-) Grenze (das e in reggen nähert sich dem i, es ist ein geschlossener Laut). Sie läuft vom Papenwasser zur Ihna, folgt dieser aufwärts, weist das Land Bernstein noch zu Pommern und teilt sich hier, so daß das ganze Land Friedberg noch —e, dagegen nur ein Nordstreifen regga spricht. Jede Endung —en hat in Hinterpommern das Schicksal der Verkürzung zum bloßen Selbstlaut erfahren; nur im Infinitiv nach zu, mit oder anderen Präpositionen, welche den 3. Fall regieren, erscheint heute ein auslautendes —n, so daß also te daun gesagt wird. In diesem Falle ist auch etwas geschwunden, nämlich ein —e, weil im Mittelalter der dritte Fall auch des Infinitivs diese Endung trug. Mit diesem —e-Abfall hat die Mundart sich zufrieden gegeben. Uebrigens erscheint das aus —en entstandene —e südlich etwa eines Bogens, der Stargard, Daber

noch gerade aus-, Labes einschließt, Wangerin und Dramburg dem Süden zuweist und sich bis zum Pielburger See erstreckt, um hier scharf nordsüdlich auf Schneidemühl zu verlaufen, in der vollen Lautgestalt eines a; südlich des Kreises Deutsch-Krone wandelt sich der Endlaut zum offenen o. Auch der mittelpommersche Küstenstreifen westlich Treptow hat an —e Anteil, läßt aber bei rein die Form reen zur Geltung kommen, wodurch sein Uebergangscharakter — neben anderen Erscheinungen, von denen die verschiedene Verbreitung der anfangs aufgeführten Ausdrücke Miere und Pütte bereits eine Probe geliefert hat — abermals beleuchtet wird; denn dieses reen ist offensichtlich als eine Mischform aus dem brdbg. rein und dem hinterpommerschen reggen anzusehen.

Eine weitere Besonderheit der hinterpommerschen Mundart ist die geschlossene Aussprache der Selbstlaute in Wörtern wie Wind, wild, Schwengel, Feld, Solt (Salz), Holt (Holz), Hund, Schulden. Die Grenze hält sich im Westen an die Plöne und schließt Bernstein und Friedeberg völlig ein.

Mit diesen Merkmalen ist der ganze Bereich der Sprache Hinterpommerns zu einer Einheit zusammengefaßt, und sowohl die Linie des Urstromtals wie die vorhin angedeuteten südlicheren haben damit ihre Bedeutung verloren. Zweifellos aber prägt sich in solchen Grenzen doch eine recht bedeutende Spur geschichtlicher Entwicklung aus, und es wäre unzulässig, ihnen einen Wert für die Mundarteinteilung abzusprechen. Nur läßt sich, wie aus den gesamten Angaben, die bisher gemacht worden sind, eine Haupttatsache der modernen Mundartforschung ablesen: die nämlich, daß es fest gegen einander abgegrenzte Mundarten nicht gibt. Ueberall finden sich Uebergangsgürtel.

Als ein solches Uebergangsgebiet möchte ich auch den breiten Streifen zwischen den Linien des stärksten und des schwächsten brandenburgischen Vorstoßes betrachten. In dieser Annahme werde ich durch die Beobachtung bestärkt, daß eine neu, sehr bedeutsame Erscheinung ungefähr an der südlicheren der beiden Linien ihr Ende erreicht, die Aussprache laif (lieb) und Blaut (Blut). Diese laif/lef- und Blaut/Blot-Scheide sei hier noch einmal beschrieben: vom Papenwasser die Ihna bis Stargard aufwärts, südlich an Freienwalde und Wangerin vorbei, Dramburg, Falkenburg und Tempelburg dem Süden zuweisend, dann der Südgrenze des Kreises Neustettin folgend.

Nach den bisherigen Ausführungen wären in Hinterpommern drei oder besser nur zwei Mundarten zu unterscheiden: eine nord- und eine südhinterpommersche, indem wir die Uebergangszone, da sie nur einigen, nach Norden zu immer schwächer werdenden Eroberungsvorstößen der brandenburgischen Mundart ausgesetzt gewesen ist, zum Norden rechnen. Der geschichtliche Wert der von Holsten gefundenen Sprachgrenze des Urstromtales bleibt mit dieser Abgrenzung unberührt; doch darf die einigende Macht einer so ohrenfälligen Besonderheit wie der gleichen Aussprache in allen Wörtern mit ie und nhd. u nicht außer Betracht bleiben.

Dazu gesellt sich noch der Gegensatz von hait/het (heiß), aist/eest (erste), Bain/Been (Bein) usw. Auch dessen Grenzscheide fällt mit der laif/lef-Linie zusammen. Und schließlich darf die doppellautige Aussprache alter a in Water (Wasser), make (machen), Saat (Saat) als ein sehr auffälliges Kennzeichen der südlichen Mundart angesprochen werden. Am Ostufer des Madüsees, südwestlich Stargard beginnend, deckt sich die Woter/Wauter-Linie ziemlich genau mit der Grenze zwischen laif und lef. (Bemerkt sei, daß mit o in Woter ein offener, dumpfer Laut gemeint ist.) Die Südgrenze des Wauter-Gebiets läuft über den Plönesee und wendet sich nördlich Bernsteins nach Osten auf die Drage zu, deren Unterlauf sie folgt, so daß der ganze Netzedistrikt gleichfalls an der au-Aussprache teilnimmt. Auch e ist von einer solchen Verbreiterung betroffen, indem man Maika (Mädchen), Laipa (Löffel), Paipe (Pfeffer) u. a. spricht.

Das soeben mitgeteilte a für die Endung —el findet sich in einem Bezirk, dessen Südgrenze mit der —en/—e— und der rein/regge-Linie zusammenfällt, während die nördliche sich fast genau mit der laif/lef- und Blaut/Blot-Linie, sowie der regge/regga-Linie deckt. Ein Südstreifen des Kreises Neustettin mit Tempelburg gehört noch dazu, und westlich reicht das Gebiet bis Zachan.

Hat schließlich der Ansatz zweier hinterpommerscher Mundarten den Forderungen, die sich aus der Geschichte wie dem Gepräge von heute ergeben, genügt, so bleibt doch noch die Absonderung einer dritten Mundart unumgänglich, der nämlich, in welcher hinterpommersche Spracheigenheit nicht mehr zum Vorschein tritt, d. i. der osthinterpommerschen Küstenmundart. Diese umfaßt die von Preußen aus besiedelten Gebiete, früherer Besitz des deutschen Ordens. Es sind die Länder Stolp, Lauenburg und Bütow. Die Städte sind mit kulmischem Recht begabt worden. Schlawe ist im 13. Jahrhundert an Brandenburg verkauft worden und gehört zum größten Teil zum geschlossenen hinterpommerschen Sprachgebiet. Mit gutem Grunde darf man das Fehlen der kennzeichnenden regge (rein)-Form als ein Anzeichen einer fremdartigen Mundart betrachten. Darum läßt sich als die Ostgrenze des hinterpommerschen Sprachgebiets die regge/reen-Linie angeben. Diese zieht sich nicht weit östlich von Rummelsburg und Schlawe in nördlicher Richtung zur Küste, welche sie bei Stolpmünde erreicht. Die übrigen Züge dieser Mundart sind als preußisch leicht zu erkennen: nd wird zu ng, also fingen (finden); dirch (durch) ist üblich; die Entrundung gilt; es heißt fore (fahren) (mit offenem o) statt des hinterpommerschen fóre, Fratt (Warze) statt Wratt; wi säle (wir sollen) statt scholle, uns (uns) statt us, os. Weitere Kennzeichen sind mir unbekannt.

Diese verwirrende Fülle von Linien gilt es nun womöglich zu deuten. Alle in die Sprachlandschaft eingegrabenen Linien nämlich lassen sich geographischen vergleichen, den Flußläufen oder Höhenzügen. Wie in solchen Linien die Erdgeschichte ihre Spuren hinterlassen hat, so spiegeln sich auch die politischen, die wirtschaftlichen und kirchlichen Erlebnisse einer Volksgemeinschaft in den Sprachgrenzen wieder. Auch Einflüsse, denen die Bewohner von außen her ausgesetzt gewesen sind, prägen sich in Linien aus, indem solche fremde Einwirkung bis zu einer bestimmten Grenze reicht. Schließlich aber gestattet das Kartenbild auch, Schlüsse auf die Stammes- und Volkszugehörigkeit der Bevölkerung zu ziehen, soweit hier nicht die ursprünglichen Verhältnisse durch stärkere Kräfte des Ausgleichs und Verkehrs, d. h. in der Hauptsache durch politische Neuordnung unkenntlich geworden sind. Mit einem solchen Versuch der Deutung ergeben sich geschichtliche Feststellungen, an denen der Nutzen der geographisch betätigten Mundartuntersuchung deutlich zu Tage tritt.

Da des brandenburgischen und preußischen Einflusses bereits genügend gedacht ist, seien die übrigen Merkmale einer Musterung unterworfen. So wohnt dem n-Abfall, durch den das gesamte hinterpommersche Sprachgebiet sein eigenartiges Gepräge empfängt, eine bedeutsame geschichtliche Ursache inne. Er geht auf die slavische Aussprachegewohnheit zurück, die dem nichtgermanischen, durch die deutschen Siedler eingedeutschten Bevölkerungsteil eigen war. Je weiter der Blick nach Osten und Südosten dringt, um so klarer äußert sich die slavische Aussprache, bis sie schließlich in dem vollklingenden o der Endung en dem polnischen o für früheres an gleichklingt. In der Netzegegend lassen sich so, verbunden mit den erwähnten Spaltungen der Selbstlaute a und e, recht klangvolle Wortformen, wie mauko (machen), aito (essen). Aiot (Ente) (aus E—ent), hören. (Schluß folgt.)

Die Flurnamen von Schwemmin
(Kreis Köslin.)

Von Dr. F. E. Schulz-Köslin.

Schwemmin erscheint urkundlich zuerst 1276 (Pomm. Urk. Bd. II, 1028) als Suemyn. Suemyn, spr. Swemyn ist Besitzdorf, Rittersitz des Swemo bezw. Swema, Kurzform des Personennamens Swemysl, d. i. der seine eigenen Gedanken Hegende, der Eigensinnige bezw. der auf das Seine, sein Eigentum bedachte (s. Uns. Heimat 1922, 12).

Die nachstehenden Flurnamen sind der bei Parsow bereits erwähnten, von Herrn Majoratsbesitzer v. Gerlach-Parsow, dem auch das Rittergut Schwemmin gehört, zur Verfügung gestellten Karte von 1780 entnommen. An der Ostgrenze der Feldmark liegen, beginnend in der Nähe des Danzkrugs, der zu Parsow gehört, in nördlicher Richtung 1. die Steinbringe, unmittelbar nördlich der Chaussee Stettin-Danzig; Bring, Brink ist ursprünglich die Bezeichnung für den Rand eines Hügels, dann der Rand eines Ackers, weiterhin erhöhter Grasplatz, dann überhaupt Anger, Weide und Rasenplatz. Auf einer Karte von etwa 1860 steht an der Stelle der Vermerk „an den Tanzkrug verpachtet". Der Name Steinbring deutet darauf hin, daß das Stück sehr steinig war und deswegen wohl auch an den Danzkrug verpachtet wurde. Nordwestlich davon 2. die Futterbergsriege; Riege ist ein Wasserlauf in einer Bodensenkung. Nordöstlich davon in der Nähe der Grenze 3. die Sandfelder, 4. die Schweinekaveln; Kavel ist ursprünglich ein zum Losen bestimmtes Holzstück, Stäbchen, dann der Losanteil selbst, Schweinekaveln also zur Verlosung unter den Ortsangehörigen kommende Anteile eines Flurstückes, auf dem Schweine gehütet wurden. Auf der erwähnten Karte von etwa 1860 findet sich für diesen Flurteil die offenbar vom Landmesser mißverstandene Bezeichnung die Schweinskowen-Wiesen. Es liegt hier eine Verwechselung zwischen Kaveln und Kowen vor; Kowen ist mittelhochdeutsch Kobe, neuhochdeutsch Kofen, Stall, Käfig. Unmittelbar an der Grenze und östlich des Dorfes 5. die Kreyenwiese, d. i. die Krähenwiese, wie der Name auch auf der Karte aus den sechziger Jahren lautet. Offenbar haben hier Bäume gestanden, in deren Wipfeln besonders viele Krähen nisteten. Zwischen 5 und dem Dorfe liegt 6. die Koppel „der Teich" genannt, weil sich hier früher ein Teich befand. Auch auf neueren Karten sind dort noch verschiedene kleine Wassertümpel eingezeichnet. Hart an der Grenze und nördlich der Straße nach Parsow 7. die Mühlenwiese. Der Acker westlich davon 8. die Mühlenstücken und in unmittelbarer Nähe des Dorfes nördlich von diesem 9. das Hufenbruch. Nördlich von 8 10. die Grabenstücken und daran anschließend an der Nordgrenze westlich des Weges nach Warnin 11. die Buchweizstücken. Südlich des 12. Rüwolsbergs, über welchen die Nordgrenze geht, 13. das Ueberschlagsbruch, südwestlich von 12. 14. das Speckenbruch; Specke ist die Bezeichnung für einen aus Buschwerk, Erde oder Rasen aufgeworfenen Damm in morastiger Gegend; daneben liegen 15. die Speckenländer (auch Speckenländer). Südlich hiervon die 16. kleinen und 17. großen Kirchwegstücke. In der Nähe der Feldmark Dassow, in westlicher Richtung vom Dorfe Schwemmin 18. der Voßberg, Fuchsberg. Zwischen Voßberg und Dorf 19. das kleine Moor. An der Südgrenze, ungefähr südlich des Voßberges 20. der Burrwinkel, wohl Burewinkel, d. h. Bauernwinkel, also Bauernlandwinkel. Weiter in westöstlicher Reihenfolge 21. die Reedwiesen, Reed = Ried, d. i. Rohr, Schilf. 22. Kuhspeck, Speck = Speck (vgl. 14.). 23. Berckbüsche, d. i. Birkenbüsche.

Nach einer Karte des Rittergutes Schwemmin von etwa 1860 sind weiter zu nennen: 24. Stadthof, im südlichen Zipfel, in der Nähe der Stadt Körlin. An der Ostgrenze der Feldmark neben 3 25. die Elsenholzwiese, 26. die Schäferkoppel anstelle der alten Bezeichnung 6, 27. das Birkrath, eine Wiese unmittelbar an der Grenze von Parsow und nördlich der Straße nach Parsow gelegen, von niederdeutsch raden = roden; Birkrad also = Birkenrode, Birkenrodung, deutet darauf hin, daß hier früher Birken standen. Weiter nördlich 28. das Kätherbruch, wohl Kossätenbruch. Nördlich des Dorfes liegen 29. die Bültwiese, Bült ist höckriges Sumpfland mit Gras-

Die Madüe, ihr Name und ihre Sagen.

Von Professor O. Knoop.

(Fortsetzung.)

Der Name Madüe wird mit Recht abgeleitet von dem wendischen Wort med, d. i. Honig; denn Wenden sind es gewesen, die dem See den Namen gegeben haben. Der Stamm med findet sich in allen indogermanischen Sprachen wieder. Im Griechischen ist methy Wein, im Altslovenischen (Altslawischen) medu Wein und Honig, vielleicht ursprünglich ein aus Honig hergestelltes berauschendes Getränk. Dieselbe Bedeutung hat das Wort in den germanischen Sprachen. Den Meth kannten schon unsre Vorfahren, die nach des Tacitus Zeugnis auf beiden Ufern des Rheins lagen und tranken „immer noch eins". Von dem slawischen med nun wird das Adjektiv medowy abgeleitet, etwa: honighaltend; im Neutrum medowo. Indem man zu diesem das wendische Wort für See (polnisch jezioro, das auch in dem Ortsnamen Jeseritz steckt) stellte, übersetzte man „Madüe" durch „Honigsee", als ob der See Honig und nicht Wasser enthielte. Diese Uebersetzung hat auch Herr G. R. Holsten angenommen. Aber ein Honigsee ist, wie man sofort zugeben wird, ein Unding und erinnert gar sehr an den Branntweinpfuhl, den wir in der Flurnamensammlung Holstens finden. Er sieht in diesem Namen ein Beispiel für den Pyritzer Volkshumor: denn wenn der Bauer sich einen Schnaps einschenkt, sieht er auch die Perlen im Glase aufsteigen (Heimatkunde von Pyritz und Umgegend S. 177). Das mag stimmen, aber die Deutung des Namens stimmt nicht. Brand nannte man früher eine besonders zu Kultivierungszwecken ausgebrannte Stelle im Walde, und Holsten erwähnt selbst einen Brandpfuhl im Pyritzer Kreise. Ebenso erwähnt er einen Weidenpfuhl und einen Wieje-Pohl, d. i. genau gesprochen „Wij'npohl"; denn das d geht in unserm Dialekt zwischen zwei Vokalen in j über. Der Weidenpfuhl ist natürlich ein von Weiden oder Weidengebüsch umgebener Pfuhl in einem Brand, einer ausgebrannten Stelle. Mißverständlich wurde daraus bei der Verhochdeutschung ein Branntweinspfuhl.

Wenn nun so die Deutung durch Honigsee unpassend erscheint, auch wenn wir mit Holsten annehmen wollen, daß die alten Wenden in den Wiesen und Wäldern am See ihre Bienen nur geweidet haben, so müssen wir uns nach einer andern Erklärung umsehen. In einem früheren Vortrage, der auch in den Heimatklängen abgedruckt ist, habe ich den Nachweis zu führen gesucht, daß sich in den alten pommerschen Seenamen, soweit sie nicht rein adjektivische Bezeichnung enthalten, wie z. B. Dolgensee, d. i. der lange See, oder eine appellativische, wie z. B. der Blattsee (d. i. bloto, Sumpf) oder Begnitz, ein früheres Sumpfgewässer bei Jägerhof, die Namen alter wendischer Ortschaften erhalten haben, die einst an ihren Ufern lagen. In dem Namen des Patsch- oder Pätschsees bei Kietzig steckt ein wendisches Sanddorf (Piaski), in dem stagnum Lubelin der Name des jetzigen Dorfes Röblin. Der kleine See bei Büche heißt noch bei Brüggemann 1784 der Gladen, und Gladno oder Kladno hat sicherlich das wendische Dorf geheißen, das einst an der Stelle von Büche lag. Bestätigt wird das dadurch, daß noch jetzt der Teil des Dorfes, der nach Rehwinkel zu liegt, der Gladen genannt wird. Der große und kleine See bei Ravenstein heißen auf einer alten Vermessungskarte von 1822 der große und kleine Pyritzsee. Diese jetzt vergessenen Namen enthalten den Namen des wendischen Dorfes, das einst dort gelegen, wo der mecklenburgische Ritter Raven von Brüsewitz den deutschen Ort Ravenstein anlegte. Es ist derselbe Name wie der der Stadt Pyritz, und der Name kann nur von einem Orte, nicht von einem See gebraucht worden sein; denn er ist abgeleitet von einer Grasart mit großen Körnern, die wohl dem menschlichen Gebrauch diente, etwa Spelt oder Roggen, bezeichnet also einen Ort, wo die pyra wuchs. Das griechische Wort für Weizen (pyros) ist desselben Stammes, und der bekannte König Pyrrhos von Epirus ist ursprünglich ein Weizenbauer, ein Weizackerscher. Besonders lehrreich ist der Name des Sees Staritz bei Freienwalde. Das ist seiner Bildung nach kein Name für einen See, wohl aber für den Ort, der einst am See lag, ehe die Herren von Wedell dort den deutschen Ort Freienwalde begründeten. Diese Annahme wird bestätigt dadurch, daß noch bis vor 100 Jahren ein Teil des Städtchens Freienwalde, wohl der älteste, den unerklärlichen Namen Altstadt trug. Das ist aber weiter nichts als die wörtliche Uebersetzung von Starica, und der Staritzsee ist weiter nichts als der See von Staritz. Der alte wendische Name des Ortes ist am See haften geblieben. Interessant ist auch der Name des Sees Enzig bei Nörenberg, der von den Anwohnern „de Insk" genannt wird. Er enthält den alten wendischen Namen für Nörenberg, das ein bekannter Slawist selbst für ein wendisches Wort gehalten und sehr hübsch durch Hochburg übersetzt hat. Das ist natürlich verkehrt, denn Nörenberg ist doch wohl der von fränkischen Einwanderern mitgebrachte Name der Stadt Nürnberg. Der wendische Name mag etwa Iwinsk, Iwnisk gelautet haben, vielleicht auch bloß Iwno, wie noch jetzt ein Dorf im Kreise Anklam Iven heißt, und hing sprachlich mit dem Namen des Ihnaflusses zusammen. Nach der Annahme früherer Zeit kam die Ihna nicht von den Wiesen bei Temnick her, sondern entsprang aus einem kleinen Gewässer bei Altstorkow oder Kanitzkamp, durchfloß mehrere kleine Seen und fiel dann in den Enzigsee. Diesen verließ sie bei Nörenberg, um sich nach Süden zum Rethstubben und von da zum Kremminer See zu wenden, und die Stelle bei Nörenberg, wo die Ihna den Enzig verläßt, wird von den Nörenbergern noch heute sehr nachdrücklich der „Ihnahals" genannt. Die Ihna ist aber der Weidenfluß (slawisch iwa ist die Weide), weil sie in ihrem oberen, wahrscheinlich aber ganzen Lauf von Weidengebüsch umsäumt war, und der Ort, der von den Wenden bei dem Ihnahals am oder im Weidengebüsch des Sees angelegt wurde, hieß Iwno, d. i. Weidenort. So heißen auch mehrere Ortschaften in der Provinz Posen. Jedenfalls darf es nicht zweifellos sein, daß die Namen Ihna, Enzig und der alte wendische Name von Nörenberg auch sprachlich zusammenhängen.

So haben wir nun auch bei dem Namen der Madüe zu verfahren. Es ist sicher beglaubigt, daß auch die pommerschen Wenden starke Bienenzucht betrieben haben. In einer Urkunde von 1245 wird bei Jakobshagen ein Wald Meduat genannt, offenbar ein größerer Fichtenwald, in dessen Bäumen sich zahlreiche Beuten zum Eintragen des Honigs befanden. So haben sich auch um die Madüe herum Wälder befunden, in denen Beuten vorhanden waren. Wie noch heute in den Dörfern an der Madüe viel Bienenzucht getrieben wird, so war es schon zu wendischer Zeit, und an einer besonders honigreichen Stelle am See hat es zweifellos ein Dorf gegeben, das den von med abgeleiteten Namen Medowo oder Medowa trug, d. i. Honigort, Honigdorf. Dieser Name kommt in Pommern mehrfach vor. Medowo hieß früher das Dorf Wiek auf Rügen, und Medow ist ein Dorf im Kreise Anklam. So ist die Madüe denn der See von Medowo. Der Ort ist verschollen, aber sein Name hat sich hier wie anderwärts in dem Namen des Sees erhalten.

Wo nun dieses Dorf Medowo oder Medowa, das natürlich erst einem Teil und dann dem ganzen See den Namen gab, gelegen hat, läßt sich heute nicht mehr sagen. Werben kann es nicht gewesen sein, denn dessen wendischer Name war Grindiz. Vielleicht aber lag es dort, wo die Plöne den See verläßt, um nach Kolbitz und Altdamm weiterzufließen, etwa dort, wo auch das sehr alte Dorf Seelow liegt, dessen Name, wenn er anders mit dem polnischen zielony (grün) zusammenhängt, auf die grünen Wiesen hinweist, die sich schon in alter Zeit dort befunden haben, die also gewiß den Bienen reiche Nahrung boten. Madanzig heißt das große Bruch- und Wiesenland, das sich von Geiblershof und dem Kaltegraben bis an den Seelower See hin erstreckt. Sollte nicht in diesem Namen eher der des verschollenen Dorfes Medowo als der des Sees stecken? Er wird im Pommerschen Urkundenbuch vor dem Jahre 1325 nicht genannt, obwohl Gelegenheit gewesen wäre; er könnte also erst von den deutschen Kolonisten dem damals wohl schon von Wasser überfluteten Gebiet gegeben sein. Ich möchte ihn aber doch für älter halten.

Im ersten Heft der Baltischen Studien (Stettin 1832) findet sich ein ausführlicher Auszug aus einem Bericht des Berg- und Torf-Inspektors Lenz zu Karolinenhorst, der zu erweisen sucht, daß die Madüe vormals bedeutend weniger Umfang gehabt haben müsse, als sie vor der im Jahre 1776 erfolgten Ablassung des Sees hatte, wodurch 36 000 Morgen nutzbaren Landes gewonnen wurden; denn das ganze Bruchland der Madanzig sei ehemals festes Land gewesen, auf dem ein großer Eichenwald prächtig gedieh. Dieser sei später abgestorben und das ganze Gebiet mit einem 4 bis 5 Fuß tiefen Torflager überwachsen, aus dem seit Ablassung der Madüe eine zahllose Menge von Eichenstämmen zu Tage gekommen ist. Die Farbe des Holzes war schwarz, die Masse fest und trug Spuren des Ueberganges in einen fossilen Zustand an sich. Lenz beantwortet nun weiter die Frage, wodurch das Terrain dieses Waldes hat überflutet werden können, dahin, daß die Ursache dieser Ueberflutung die künstliche Aufstauung des Wassers bei den sehr alten Mühlen auf dem Plönestrom bei Kolbatz und Jeseritz zu sein scheine, wodurch das Wasser mindestens 6 Fuß höher gestiegen sei und den ganzen Madanziger Eichwald überschwemmt habe. Da seien dann die Bäume abgestorben; das breiartige Erdreich habe den Wurzeln keinen Halt mehr gewährt, sie seien vom Sturmwind umgeworfen worden, und in diesem Zustand finde man sie jetzt noch vor. Nach der Ablassung der Madüe und der Niederreißung der beiden Mühlen sei die Madanzig wasserfrei geworden, das Torflager habe sich gesenkt und die Stämme seien zu Tage getreten. Setzt man die erste Ueberflutung in die Zeit der Begründung des Klosters Kolbatz (1163), so hat die Zeit bis 1776 zur Bildung des Torflagers genügt.

Diesen Ausführungen scheinen allerdings die neueren geologischen Forschungen zu widersprechen, und Holsten hat in seinem trefflichen Buche über die Volkskunde des Weizackers (S. 105) die gegenteilige Anschauung dahin zusammengefaßt, daß jener Eichenwald schon in vorgeschichtlicher Zeit gewachsen und zu Grunde gegangen sei. Der trockenen Periode der Bronzezeit werde er seine Entstehung verdanken und unter dem feuchten Klima der römischen Eisenzeit seinen Untergang gefunden haben. Doch halten fachverständige Männer die Lenz'sche Annahme auch

---

und Rohrbüscheln, 30. die Tagelöhnerwiese, der nördliche Teil des Ueberschlagsbruchs (13). Nordwestlich des Dorfes 31. die Fohlenkoppel. In der Südwestecke, südlich des Voßberges, liegt 32. das Dassower Moor, so benannt nach der angrenzenden Feldmark des Dorfes Dassow.

Ungefähr dort, wo auf der Karte von 1780 die Reedwiesen verzeichnet sind, findet sich auf der vorliegenden neueren Karte der Flurname 33. das Borad. Dieser Name ist jedenfalls wendisch. Wahrscheinlich ist er herzuleiten von slav. brod die Furth durch einen Bach oder eine sumpfige morastige Flur. Dr. Mucke, Bausteine zur Heimatkunde des Kreises Luckau 1918, führt dort S. 18 unter den Flurnamen des Ortes Gr. Bahren eine Hütung „die Burade" auf und erklärt diese ebenfalls von slav. brod. Südlich des Lüptowsees im Kreise Köslin heißt bekanntlich ein Wiesengelände das Priberat, das in alten Urkunden Prybrode, d. i. „bei der Furth", heißt. Möglich wäre vielleicht auch eine Ableitung von slav. paraty vom Subst. para Morast, Dreck, also parata ergänze lanka die morastige Wiese (vgl. Bast von pastwa, s. wend. Ortsnamen i. Kr. Köslin, Uns. Heimat 1922, 7).

Nach dem Flurbuche sind noch folgende Namen nachzutragen: 34. die große und 35. die kleine Hufenbruchwiese (s. Nr. 9), 36. die Moorkaweln, 37. die Madüewiese und 38. die kurze Stückwiese.

heute noch für richtig, unter ihnen auch mein verstorbener Freund Emil Mahlkuch, früher Besitzer der Greifenmühle in Klützow, der das Alter des Lorslagers in derselben Weise bestimmte wie Lenz. Kann liegt aber auch kein Grund vor, an dem Vorhandensein eines größeren wendischen Honigortes am Ufer des Sees zwischen dem Kattegraben und Geiblershof zu zweifeln. Fischerei und Bienenzucht, zwei Lebensbedingungen der alten Wenden, trafen hier zusammen.

Bei der Ueberflutung des Madanzig-Gebietes ging — die Richtigkeit der Mahlkuch'schen Annahme vorausgesetzt — der wendische Ort, von dem die Namen der Madüe und der Madanzig sich ableiten, zu Grunde. Das wird, wie es scheint, durch die Sage bestätigt. Die pommerschen Volkssagen von Temme (1840) erzählen S. 206 über ein versunkenes Dorf in der Madüe folgendes: An der Madüe lag vorzeiten ein Dorf, in dem viele Räuber und andere gottlose Menschen wohnten. Besonders hatten sie es auf die Mönche des benachbarten Klosters — gemeint ist Kolbatz — abgesehen, und sie plünderten diese aus, so oft die Brüder mit ihren eingesammelten Gaben heimkehrten. Einst am St. Johannistage kam auch ein Mönch mit vielen Gaben, die ihm die frommen Leute der Umgegend geschenkt hatten, an dem See vorbei, um in sein Kloster zurückzukehren. Die Räuber hatten ihn gewahrt, und auf einmal fiel ein großer Haufe von ihnen über ihn her, nahm ihm alles und schlug ihn blutig, ohne auf sein Bitten und Wehklagen zu hören. Da verfluchte der Mönch sie auf ewige Zeiten. Augenblicklich erhob sich ein schrecklicher Sturm und Unwetter. Die Wellen der Madüe stiegen in die Höhe wie schreckliche Gespenster und drangen auf das Dorf und verschlangen es, so daß es mit Mann und Maus in dem Grunde des Sees vergraben wurde. Dort unten liegen die Räuber nun und haben nimmer Ruhe, denn der Mönch hat sie auf ewige Zeiten verflucht. Am Johannistage kann man noch alle Jahre die Glocken des Dorfes unten im See läuten hören. Es darf alsdann kein Schiffer sich auf den See wagen, denn das Wasser verschlingt an diesem Tage alles, was sich ihm naht.

— —

Beobachtungen und Forschungen an unserer heimischen Tierwelt

vornehmlich an unserer Vogelwelt.

Von E. Lenski-Köslin.

I.

Als Folge meiner in früheren Heimatbeilagen der „Kösliner Zeitung" erschienenen Aufsätze über unser heimisches Vogelleben gebe ich nachstehend einige weitere Beobachtungen und Forschungen aus diesem hochinteressanten und reizvollen Gebiete der heimatlichen Natur wieder, die später ergänzt und vervollständigt als Beiträge zur Avifauna Hinterpommerns von großem Wert für die deutsche Ornithologie und Heimatforschung sind.

Nach langen, trockenen und zum Teil sehr warmen Wochen des vorjährigen Sommers trat im letzten Drittel des Monats August ein Wettersturz ein, der den zweiten Schwalbenbruten äußerst verhängnisvoll wurde. Die Insekten verkrochen sich bei der andauernden, empfindlichen Kühle und den fast täglichen, von heftigen Nordwestwinden begleiteten, starken Regenschauern, in die äußersten Schlupfwinkel, so daß für die erbrüteten jungen Schwalben sehr schwer Nahrung aufzutreiben war. Selbst in den warmen Viehställen konnte ich während dieser Zeit nur ganz verschwindend wenige Fliegen beobachten, die von den zahlreichen alten Schwalben im Nu weggefangen wurden. Unter diesen Umständen, und da diese naßkalte Witterung wochenlang anhielt, gingen sehr viele junge Tiere zugrunde. Ich fand in mehreren Nestern drei, vier und fünf Junge tot vor; viele junge Schwalben, die wohl noch flügge wurden, aber unterernährt waren, wurden halb verhungert und erfroren aufgefunden und von Landkindern nach Hause oder in die Schule gebracht. Die Vernichtung von Bruten und jungen Schwalben ist weniger in Erscheinung getreten in Ortschaften und Gehöften, die am Walde oder zwischen großen Baum- und Strauchpflanzungen gelegen sind. Hier war mehr Schutz vor den rauhen Winden vorhanden und außerdem zwischen den Holzbeständen eher mal Insektennahrung vorzufinden.

Welchen Nutzen die viel angefeindeten Störche und Fischreiher der Landwirtschaft erweisen, konnte ich schon oft, besonders aber im Sommer vorigen Jahres beobachten. Auf einem großen Kleeschlag zwischen Güdenhagen und Streitz hielten sich wochenlang eine Anzahl Störche und Fischreiher — etwa 15 Stück — auf. Beim Abschreiten dieses Kleeackers fand ich Mauseloch an Mauseloch. Der Grund hierfür war also in einem Ueberhandnehmen der Feldmäuse zu suchen, an deren Vertilgung sich Störche und Fischreiher vornehmlich beteiligten. Auch Mäusebussarde, Kornweihen und Eulen lagen dann und wann dem Mäusefang ob. Daß der Storch unter den Kreuzottern und der Fischreiher unter Ackerschnecken und Engerlingen ordentlich aufräumen, soll im Interesse der Erhaltung dieser stolzen Vogelarten noch besonders erwähnt werden.

In Konikow bei Köslin befindet sich auf der Scheune des Bauernhofbesitzers W. seit etwa 30 Jahren ein bewohntes Storchnest, hart an der Chaussee gelegen. Fast alljährlich wird hier von den erbrüteten Jungen eins davon aus dem Nest geworfen, was übrigens auch anderwärts vielfach geschieht. Worauf diese Maßnahme der Storcheltern zurückzuführen ist, dürfte wohl noch ungeklärt sein. Man nimmt an, daß irgendein körperlicher Fehler dem Jungvogel anhaftet, und die alten Störche ihn dann nicht mehr für fähig halten, den Anforderungen des Lebens widerstehen zu können. Andererseits hat man aber auch eben aus dem Nest geworfene junge Störche gefunden, denen äußerlich kein Geburtsfehler anzusehen war. Hier mögen vermutlich die weitblickenden Storcheltern vorausgesehen haben, daß sie nach den örtlichen Nahrungsverhältnissen nur eine ganz bestimmte Anzahl Junge aufzuziehen imstande sind, die überzähligen jedoch, die vielleicht nur Stümper und Schwächlinge bleiben würden, beiseite schaffen. Trotz der sonst so hingebenden und aufopfernden Liebe und Besorgnis der Störche um ihre Jungen haben sie das Bestreben nach Heranziehung eines durchaus gesunden und kräftigen Nachwuchses unter Opfern eines oder mehrerer ihrer Pfleglinge. Die im Spätherbst und Winter hier und da beobachteten Hausstörche sind nach meiner Ansicht nur Exemplare, die während des Sommers durch irgendwelche Unglücksfälle oder Krankheiten fluguntüchtig geworden oder verkümmert sind. Um noch einmal auf die eben erwähnten Konikower Störche zurückzukommen. Der 18. August vorigen Jahres war der allgemeine Abzugstag der hiesigen Störche. Die beiden jungen Störche machten die Reise aber nicht mit, sondern kehrten weiter allabendlich zu ihrem Neste auf der Scheune zurück, nachdem sie den Tag über auf den umliegenden Wiesen und Aeckern und auch weiter weg der Nahrungssuche oblagen. Erst am 27. August morgens, also neun Tage später, sind diese dann ihren Eltern nachgewandert. Sicher fühlten sich die Jungen trotz der vorher täglich stattgefundenen Flugübungen an dem offiziellen Termin für die Abreise noch nicht stark genug. Der Früh- und Hochsommer 1925 war heiß und trocken, und demgemäß gab es sehr wenig Frösche, aber um so mehr Feldmäuse, Schlangen und Ungeziefer, was auch die Hauptnahrung der Störche bildete. In Dörsenthin hatte ein Storchpärchen vier Junge großgezogen, die samt den Eltern am 18. August die Südlandreise antraten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wörterbuch für pommersche Grenadiere.

Von Hans Frank.

Der Obrist Jürgen von Möllendorf war mit einem solchen Eifer Soldat, daß ihm bei seinem schweren Tagewerk, hinterpommersche Bauern in soldatische Fasson zu bringen, ostmals Wörter durch die Zähne sprangen, die mehr für seinen ungestümen Willen als für seine gute Bildung Zeugnis ablegten. Als einstmals König Friedrich nach einem Schau-Exerzieren an einen seiner stakigen Kerls, dessen knallroten Fäusten man es ansah, daß sie mit einer Forke besser zu hantieren verstanden als mit der Muskete, eine leutselige Frage richtete, und dieser nur ein Grinsen zuwege brachte, fuhr der Oberst den Grenadier an: „Warum antwortest du der Königlichen Majestät nicht, du Hans A . . .?" Die Höflinge zuckten, als seien sie von Bremsen gestochen worden, Friedrich schien das Wort nicht gehört zu haben. Er wartete, bis der Gescholtene eine Antwort zusammengestottert hatte und ging dann, als sei nichts geschehen, zum Flügelmann.

Am Abend erhielt Jürgen von Möllendorf dieses Königliche Handschreiben:

Mein lieber Obrist!

Er hat seine Leute gut in Raison. Ich habe nichts zu monieren. Nur, er bediente sich, als Ich die Front abschritt, eines Wortes, von dem ich nicht weiß, woher Er es hat, noch, was es so recht eigentlich bedeutet. Da Ich nicht gerne eine Okkasion zu lernen ungenützt lasse, schlug Ich in dem Wörterbuch für gebildete Leute nach. Habe es aber trotz allen Eifers nicht decouvrieret.

Friedrich.

Am andern Morgen wurde dem König ein Brief des Obristen gebracht, worin auf die vorgeschriebenen Titulaturen diese Sätze folgten:

„Daß die Königliche Majestät das Ihr unbekannte Wort, dessen ich mich bediente, in dem Wörterbuch für gebildete Leute nicht gefunden hat, nimmt mich, da es nicht darin steht, nicht wunder. Darf ich submissest bitten, Sich statt seiner das Wörterbuch für pommersche Grenadiere bringen zu lassen.

Dort werden Euer Majestät das Gesuchte auf der ersten Seite finden. Doch dürfte, falls Einem, der sich ohne Ueberhebung einen seiner besten Kenner nennen darf, dieser Hinweis verstattet ist (da in diesem Lexikon die Wörter nicht nach dem Alphabete, sondern nach der Glimpflichkeit angeordnet sind) es für Jemanden, dem schon ein Wort auf der ersten Seite unbekannt ist, nicht opportun sein, weiter nach hinten zu blättern."

Es ist nicht bekannt geworden, ob Friedrich dem Obristen von Möllendorf aufs Wort geglaubt, oder ob er auch noch in dem Wörterbuch für pommersche Grenadiere nachgeschlagen hat.

Heimatbücherei.

Kultur und Leben, Monatsschrift für kulturgeschichtliche und biologische Familienkunde (Herausgeber: W. Hornschuch, Verlag Lorenz Spindler, Nürnberg) hat unter der Schriftleitung von Studienrat Dr. Oelgarte-Cammin als erstes Heft des neuen Jahrgangs ein 1. pommersches Sonderheft erscheinen lassen, das eine Reihe von sehr wertvollen Beiträgen pommerscher Schriftsteller bringt, u. a.: Die Quellen für Familiengeschichte in Pommern, von D. Dr. Wehrmann-Stargard; Die Seele des pommerschen Volkes im Spiegel der Flurnamen, von Geheimrat Dr. Holsten-Pyritz; Adel und Freie, von Dr. Plenzke-Stettin; Ueber das Aussterben städtischer Familien, von Bibliotheksrat Dr. Polthier-Greifswald. Wer Interesse für kulturgeschichtliche und familiengeschichtliche Forschungen hat, dem kann die Zeitschrift nur warm empfohlen werden.

S.

Unser Pommerland, Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat, Verlag Fischer und Schmidt, Stettin. Das Maiheft dieser im 11. Jahrgang erscheinenden illustrierten Heimatzeitschrift bringt wie immer eine Fülle von wertvollen Abhandlungen zur pommerschen Heimatgeschichte, aus denen besonders hervorgehoben werden möge: Krüger: Kethra und Arkom, die wendischen Nationalheiligtümer in Norddeutschland, Rittershausen, Die Peter-Paulkirche zu Stettin im Jahre 1677, v. Gottberg, Kriegsobrist Daniel Hebron. Die heimatliche Monatsrundschau bringt u. a. auch eine eingehende Würdigung der Kösliner Uraufführung von Richard Gabriels Chorwerk „Nach Walhall". S.